

18. 2. 1911

⌘ Monsalvat ⌘

Neue Folge

Eine Irische Blütenlese

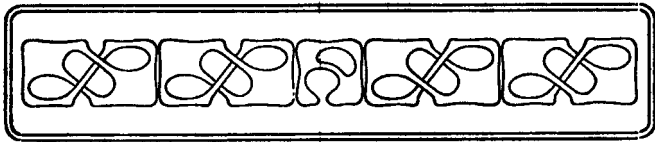


Herausgegeben von  
Wilhelm Dehl



A. g. XIII

⌘ Ravensburg 1911 ⌘  
⌘ Verlag von Friedrich Alber ⌘



## Nikolaus Welter

Eine hübsche Studie über Nikolaus Welter erschien von Heinz Herbenau in den „Dichterstimmen“ (XIX, 2). — Welter wurde am 2. Jänner 1871 zu Mersch in Luxemburg geboren. Nach Absolvierung des Luxemburger Athenäums (1889) widmete er sich auf den Universitäten Löwen, Paris, Berlin und Bonn literarischen und philologischen Studien. Im Jahre 1897 wurde Dr. Welter Gymnasialprofessor zu Diekirch, und jetzt lebt er in gleicher Stellung in Luxemburg. — Welter ist der Verfasser mehrerer literarhistorischer Arbeiten, zumal über provenzalische und französische Dichter, auch einer vielgelobten, feinsinnigen Geschichte der französischen Literatur (in der „Sammlung Kösel“), ferner von Dramen und lyrischen Sammlungen. Der Verfasser der erwähnten Studie nennt Welter „eine reichbegabte, ernste und gereifte Dichterpersönlichkeit . . . . . Durch seine Schöpfungen weht der zarte Hauch einer blühenden Romantik, über seinen Dichtungen schwebt die mondscheindurchzitterte Zaubervelt von Sagen und Märchen. Dann aber weiß er auf seiner Leier zeitweilig Töne anzuschlagen von jäher Kraft und heißer Leidenschaft. In ihm vereint sich die schwärmerische Phantasie des begeistertsten Troubadours mit dem scharfen Blick des modernen Realisten. In ihm gehen nebeneinander die Liebe zur Natur, Freude an ihrem Weben und Walten, und zugleich ein fühlendes Herz für die Not und die Aufgaben unserer Zeit. Kurz, Welter ist ein Dichter von ganz eigenartiger Färbung, ein romantischer Realist, wie ihn K. E. Franzos treffend bezeichnet hat.“ — Ich kenne hauptsächlich nur den Lyriker Welter und finde dieses Urteil vollauf zutreffend. Seine lyrischen Bücher sind: „Frühlichter“ (München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft, 1903; 2. Aufl. 1903) und „In Staub und Glut“ (Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik, 1909; 2. Aufl. 1909). Beide Bücher verraten in jeder Zeile den echten Dichter. Formell verfügt Welter über ganz reifes, feines Können. Etwas Lebendiges, Wirkliches, in der Wirklichkeit Wurzelndes und

dennoch mild Verklärtes ist in seinen Dichtungen. Das Leben wird in fröhlicher Tatkraft gewertet, genossen und bewältigt. Auch die Liebesgedichte sind, obschon zum Teil fast gewagt intim ausgeführt, von eigentümlichem Reiz. Erfreulich berührt die starke soziale Note, die in etlichen Stücken machtvoll ertönt. Und dieser selbe trotzige, freie, selbstbewußte Sänger hat uns auch einige Balladen von großer Kraft und Schönheit geschenkt, so vor allem den wunderschönen, herrlichen, unvergleichlichen „Geiger von Eßternach“.



Aus „Frühlichter“

## April

Der Himmel im Sonnenscheine,  
Die Erde duftend vom Schnee,  
Der blühende Schwarzdorn am Raine,  
Die Sternchen des Reifs im Alee:

So sonnig und herbe, ganz wie ichs will,  
Du launischer Künstler, du frischer April!

Ein Verchenlied in den Ohren,  
Des Windes Finger am Hut,  
Die Wangen halberfrozen,  
Die Stirn voll schaffender Glut:

So sonnig und herbe, ganz wie ichs will,  
Du launischer Künstler, du frischer April!

Umschwirrt von Träumen und Versen,  
 Umsummt von der Sorgen Schwarm,  
 Der Toreu Geklaff an den Fersen,  
 Ein liebendes Weib im Arm:

So sonnig und herbe, ganz wie ichs will,  
 Ein Dichterleben, ein früher April!



### Depeschenlied

Viel schwarze Drähte sind über Land  
 Wie Riesenharfen ausgespannt,  
 Und wenn der Wind die Luft durchschweift,  
 Mit leichten Fingern die Saiten greift,  
 So schwingt der Strang, und den Raum durchzieht  
 Geheimnisvoll ein Geisterlied;  
 Und nahtst du der schwarzen, starren Stange  
 Und legst daran die schauernde Wange,  
 So quillt dir in das wundernde Ohr  
 Geheimnisvoll ein Geisterchor.  
 Ein Sirren und Schwirren, ein Summen und Dröhnen,  
 Ein Suchen nach Worten, ein Haschen nach Tönen,  
 Bald laut, bald leise, so auf und nieder,  
 Hellsteigende Weise, verhallende Vieder!  
 Nun feurig süße, nun traurig bang,  
 Wie nahende Grüße, wie Scheidegesang;  
 Jetzt feierlich klar in siegfroher Macht  
 Wie ein Tebeum der Osternacht,

Dann öde, jammervoll und stumpf,  
 Ein De-Profundis schwer und dumpf:  
 „Das Leben ist Jugend, ein Blühn und Klingen!  
 Die Jugend ist Liebe, ein Glühn und Singen!  
 Die Liebe wirkt Wonne, o Morgenrot!  
 Die Liebe schafft Leiden, o Sommernot!  
 Das Leben ist Stärke, wer wills mit mir wagen!  
 Was lebt, muß sterben, so laß das Klagen!  
 Das Leben ist ewig, wie Gott werd ich sein!  
 O Leben, du Lüge, so scharrt mich ein!  
 Dann lieg ich tief, dann bin ich am Ziel!  
 O Leben, o Liebe, du Rätselspiel!“ —

Viel schwarze Drähte sind über Land  
 Wie Riesenharfen ausgespannt,  
 Und wenn der Wind die Luft durchschweift,  
 Mit leichten Fingern die Saiten greift,  
 So schwingt der Strang und den Raum durchzieht  
 Des Lebens quälend Depeschenlied.



## Die Schmiede

Verblutet war ein müder Tag  
 Und Erd und Himmel ruhten;  
 Doch drüben, wo die Schmiede lag,  
 Da scholl Gestampf und Hammerschlag,  
 Da stand das Tal in Gluten.

Die Halle steigt voll roten Lichts,  
Ein Zwinger rot und drohend!  
Und plötzlich durch die Ziegel brichts  
Wie Flammenschwall des Weltgerichts,  
Die schwüle Nacht durchlohend.

Und schwarz drängt durch das rote Tor  
Der Hünenschwarm der Schmiede;  
Die Hämmer blißen schwer empor!  
Der Zorn wälzt seinen Donner vor,  
Der Donner wird zum Liede.

„Des Tages Not, der Nächte Fron,  
Wann solls ein Ende finden?  
Man würgt sich müd an Haß und Hohn  
Und muß für einen Hungerlohn  
Sich schier zum Krüppel schinden.

Sie auteln und tutschieren draus,  
Die hochmutsfatten Bäuche;  
Sie prassen frech in Saus und Braus  
Und ruhn auf Daumentissen aus  
Die goldbehängten Bäuche.

Uns hocht zu Hause Weib und Kind  
Wie gramverzehrte Leichen;  
Sein Spottlied pfeift dazu der Wind,  
Wenn frierend sie die Schwarzbrottrind  
Im Quell der Tränen weichen.

Wir stehn in Schweiß und schändem Zwang  
Gefesselt ganz wie Sklaven;  
Sie schwelgen froh bei Becherklang,  
Sie scherzen roh bei Dirnenfang,  
Sie liebeln und sie schlafen.

Zerrt sie heraus, schleppt sie herbei!  
 Nun steht und lauscht, ihr Schlemmer:  
 Von Fraun- und Kinderwehgeschrei  
 Dröhnt euch ins Ohr die Melodei  
 Beim Zornestakt der Hämmer.

Ihr seid die Macht, wir sind die Zahl,  
 Doch auch das Erz der Berge;  
 Euch ward die Lust, uns ward die Qual,  
 Nun schmieden wir uns selbst den Stahl,  
 Der bannt das Gold der Zwerge.

Rasch dreht die Welt, weckt Neu und Leid;  
 Zu Ende gehts, ihr Spötter!  
 Wir fordern euch zum großen Streit,  
 Wir Riesen der modernen Zeit,  
 Euch fleischgewordne Götter.

Türmt Stein und Eisen um euch auf  
 Mit Wimmern und mit Beten:  
 Das Volk, das Volk stürmt an zu Hauf,  
 Die Tyrannei im Sturmwindlauf  
 In Nacht und Staub zu treten.

Dann bricht die Gözendämmerung ein,  
 Die stolzen Höhen rauchen;  
 Wir Knechte werden König sein,  
 Und lächelnd wird aus trübem Schein  
 Die neue Erde tauchen.“



## Der Geiger von Echternach

Pfingsten war's, der Tag der Wonne!  
 In des duftgen Maien Gewand  
 Unter dem strahlenden Mantel der Sonne  
 Lieblich lag das Sauerland.  
 Durch den Bedgau, den Fluß entlang,  
 Blühte der junge Rebenhang,  
 Über die Fluren, ein wachsender Hort,  
 Wogten die jungen Ähren fort,  
 Und ums Kloster, Dach an Dach,  
 Sproßte das junge Echternach.

Pfingsten wars, der Tag der Gnaden!  
 Durch den Grund klang festlich Geläute;  
 Rings von allen Stegen und Pfaden  
 Strömten hernieder hastende Leute,  
 Strömten und stampften mit wüstem Geschrei  
 Durch die Gassen hin zur Abtei.  
 Vor dem Tor hier wuch ein Gedränge!  
 Achsel an Achsel stand die Menge,  
 Nackenplump und schulterbreit.  
 Und auf einmal klappte das Tor,  
 Und gebückten Hauptes hervor  
 Trat, gleich einem wandelnden Turme,  
 Gleich der Hochwaldsichte, vom Sturme  
 Niedergezwängt, voll Heiterkeit,  
 Echternachs Geiger, der lange Zeit.

Pfingsten wars, der Tag des Lichtes!  
 Dunkeln Unheils lauernde Nacht  
 Schläft in des Menschenherzens Nacht;  
 Doch auf einmal, schrecklich bricht es



Aufwärts an den sonnigen Tag,  
 Und die Menschheit zittert ihm nach.  
 Weit so hatte vor einem Jahr,  
 — Seine Verwandten bewiesen es klar,  
 Schrien es laut unter heiligem Eide —  
 Auf der Fahrt ins heilige Land  
 Seiner Gattin blühendes Leben  
 Feig gemordet mit eigener Hand.  
 In den Tod drum schreitet er eben,  
 Daß er, wie rechtens, am Hals die Weide,  
 Seiner Meintat Strafe leide.

Doch so schreitet kein Mörder einher!  
 Hohen Haupts, mit festem Schritte,  
 Wandelt er in der Schergen Mitte,  
 Als obs ein Gang am Sonntag wär!  
 Friedlich der Arme Kraft verschränkt,  
 Sinnend den treuen Blick gesenkt,  
 Achtet er nicht der kläglichen Rotte,  
 Die ihn umjohlt mit ihrem Spotte;  
 Nur die Geige an seiner Seite  
 Gibt ihm ein letztes freundlich Geleite,  
 Denn erschüttert von seinem Gang  
 Zittern die Saiten lieblichen Klang.

Und sie nahn dem schrecklichen Orte!  
 Schauernd teilt sich des Volkes Chor,  
 Und ein Mönch mit tröstendem Worte  
 Spricht zu dem blutigen Fiedler empor.  
 Lächelnd lauscht der Riese, und weiter  
 Schreitet er zum Tode bereit,  
 Und gefaßt, an der schimpflichen Leiter  
 Steigt empor, voll Heiterkeit,  
 Echternachs Geiger, der lange Weit.

Als er stand auf den mittlern Sprossen,  
 Hielt er an und zum Volk gewandt  
 Sprach er mit erhobener Hand:  
 „Liebe Freunde und Gaugenossen!  
 Schelten nicht mag ich das harte Gebot,  
 Das mich heute treibt in den Tod.  
 Hab ich auch nie das Arge getan,  
 Das mich gleich vom Licht wird scheiden,  
 Will ich doch, als ein sündiger Mann,  
 Meiner Sünden Strafe leiden.  
 Nur, bevor mein Auge bricht,  
 Möcht ich noch einmal im Sonnenlicht  
 Meine Seel am Klange berauschen,  
 Möcht ich noch einmal mit weichem Ton  
 Flehen zu des Ewigen Thron,  
 Daß er sich gütig neige zu lauschen,  
 Daß er mir schenk ein gnädig Gericht.  
 O versagt mir die Bitte nicht!“  
 Und er greift zu dem schlichten Bogen,  
 Und er faßt die Geige, die alte.

„Die du mir stets im Leben gewogen,  
 Einmal noch, o Freundin, halte  
 Ich dich heut in zitternder Hand.  
 Du bist fern nach Asiens Strand,  
 Bist mit uns durch die Wüste gezogen,  
 Klingend und betend, ins heilige Land.  
 Komm, du treue Begleiterin,  
 Komm, du süße Erheiterin  
 Und noch einmal mit Flammenzungen  
 Ruf hinaus in den Sonnenschein,  
 Kling in jedes Herz hinein:  
 Durch die List der Falschen bezwungen,

Stirbt mein Freund in des Daseins Blüte;  
 Doch er fleht zu dem Gott der Güte:  
 Was mir die Armen Böses getan,  
 Rechne, Vater, ihnen 's nicht an;  
 Nimm mich auf in Deine Huld  
 Und vergib mir alle Schuld,  
 Wie auch seinen Schuldnern verzeiht  
 Eßternachs Geiger, der lange Zeit.“

Sprachs und hob den schlichten Bogen.

Murrend stand im Kreis die Menge;  
 Doch kaum kamen die ersten Klänge  
 Aus dem braunen Holze gezogen,  
 Siehe, da hielt schon der fiedelnde Mann  
 Freund und Feind in seinem Bann.  
 Lieblich klang es aus den Saiten,  
 Wie das Lachen eines Kindes,  
 Wohligh wie des Frühlingswindes  
 Flügel durch die Lilien gleiten;  
 Rührend klang es, wie das Weinen  
 Aus gepreßtem Frauenherzen,  
 Das der Nacht vertraut die Schmerzen,  
 Wenn die stummen Sterne scheinen;  
 Voller unterm Bogen quollen  
 Dann die Töne plötzlich vor,  
 Herb wie eines Mannes Grollen,  
 Der sein einzig Glück verlor,  
 Heiß wie eines Mannes Tränen,  
 Der in ungestilltem Sehnen  
 Manchen Tag und manche Nacht  
 Gottverlassen zugebracht.

Leuchtend flog der Zauberbogen!  
Bei dem Klang der Melodei  
Vor des Geigers Seele zogen  
All die Tage da vorbei,  
Die er, lieb- und leiddurchbebt,  
Erdenpilgernd hingelebt.

Sacht auf goldnem Sonnenpfad  
Kam sein liebes Weib genacht.

Herzlich stand sie da wie immer,  
Als sie noch die Seine war,  
Stirnumkränzt von blondem Haar  
Wie von einem Heiligenschimmer.  
Nur ihr blaues Auge zagte  
Ganz, als wenns ein Schrecknis seh,  
Und ihr blasses Antlitz klagte  
Stumm von einem großen Weh!

Wie sie so in ihrer Trauer  
Vor ihn trat mit Dulderinn,  
Kannen glühend all die Schauer  
Seines Unglücks durch ihn hin.

Endlos unterm Sonnenbrand  
Dehnt sich aus der Wüstensand!  
Durch das todesöde Schweigen  
Zitternd klingt die heiße Luft,  
Und verkalkte Berge steigen  
Aus der Ferne rotem Duft.  
Sieh, zwei Pilger, Mann und Weib,  
Schleppen fort sich durch die Flammen,  
Müd die Seele, müd den Leib;  
Plötzlich bricht die Frau zusammen.

Nieder beugt sich ihr Begleiter,  
 Hebt sie auf in banger Hast,  
 Und er trägt die teure Last  
 Reichend durch die Gluten weiter.  
 Strandlos wogt das sandge Meer!  
 Welch ein Blinken, welch ein Kochen!  
 Fiebernd seine Pulse pochen,  
 Und er fühlt und denkt nichts mehr.  
 Eins nur sieht er, fahlbeschieden:  
 Seiner Gattin blasse Mienen.  
 Eins nur hört er, immer, immer:  
 Seiner Lieben matt Gewimmer;  
 Denkt nur Eins, daß Gott erbarm:  
 Weh, sie stirbt in deinem Arm!  
 Ach, da sinkt auch ihm der Mut!  
 Kraftlos schlägt der Riese nieder,  
 Und der Freundin starre Glieder  
 Bettet hin er in die Glut.  
 Enge hält er sie umfassen,  
 Schmeichelt ihre dünnen Wangen,  
 Ruft die Stumme, küßt die Bleiche,  
 Sinkt dann, wie von schwerem Streiche  
 Hilflos taumelnd, in die Nacht.

Als er wieder aufgewacht,  
 Stand um ihn im Wüstenlande  
 Eine Beduinenbande,  
 Die am fremden Pilgersmann  
 Samariterwerk getan.  
 Doch der Moslim hold Erbarmen  
 Schuf dem Christen lange Not,  
 Denn es lag ihm — tot  
 Seine Gattin an den Armen.

Alld der Wahnsinn dieser Stunde,  
Alld die ungeheure Pein  
Stürmten auf den Spielmann ein,  
Und mit schaurig süßer Lust  
Griff er zitternd in die Brust,  
Riß er grimmig an der Wunde,  
Und er schleuderte seine Qual  
Blitzend in den Sonnenstrahl.

O, das klagte, weh, das weinte,  
Ach, das schluchzte wild und weich,  
Daß es heiß und tränenreich  
Sich zu einem Liede einte;  
Daß es durch die Lüfte klang,  
Wie ein einziger Wehgesang,  
Der dem Leid von tausend Herzen  
Eine Flammenzunge lieh,  
Der der Menschheit ewige Schmerzen  
Hadernd zu dem Schöpfer schrie!

Dieser Feuersturm von Tönen  
Riß die Hörer hilflos fort,  
Weinen hörte man und Stöhnen  
Und manch zages Stammelwort;  
Wie geworfen von einem Gotte  
Anien sie mit betäubtem Sinn,  
Alld der Kläger trotzge Rotte  
Sinkt vor den Verrathen hin;  
Selbst der Henker wirft die Stricke,  
Rührung schüttelt seine Glieder,  
Und mit tränenfeuchtem Blicke  
Stürzt er vor dem Spielmann nieder.

Ragend auf der Todesleiter  
Schaut der Geiger in das Licht,  
Und mit strahlendem Gesicht  
Spielt er gottbegeistert weiter.  
Doch nicht Seufzen mehr und Klagen  
Quillt aus seiner Töne Born;  
Diese lauten Klänge sagen  
Eines Edlen Flammenzorn,  
Der verkauft ward und verraten  
Von dem eigenen Geschlecht,  
Und bei Gott sich sucht sein Recht  
Als dem Zeugen seiner Thaten.

Mächtig wie des Sturmes Laute  
Braust es durch den hellen Tag,  
Daß dem bleichen Volke graute  
Wie bei Blitz und Wetterschlag;  
Grell wie die Posaunenstöße  
Durch den Grund von Josaphat,  
Wo dem Trug die hehre Größe  
Wandelloser Wahrheit naht;  
Furchtbar wie des Heilands Stimme  
In der Stunde des Gerichts,  
Wenn der Freoler vor dem Grimme  
Gottes fliehn möcht in das Nichts.

Wimmernd windet sich die Menge,  
Als beschwingt vom Donnertakt  
Diese Allgewalt der Klänge  
Ihre zagen Seelen packt.  
Starr, mit hochgehobnen Armen,  
Flehen sie den Geiger an:  
„Guter Veit, o hab' Erbarmen!  
Schone unser, starker Mann!“

Gleich, auf wunderfame Weise,  
Legt der Töne Sturmflut sich,  
Und die Lieder wallen leise,  
Perlenrein und feierlich.  
Bei dem Silberklang der Saiten,  
Von des Geigers Rippen fleht  
Zu dem Herrn der Ewigkeiten  
Ein ergreifend Bittgebet:

„Daß Du in die unendliche Leere  
Deine Schöpfung, Dir nur zur Ehre,  
Hingezaubert hast aus dem Nichts;  
Daß Du die goldnen Herde des Lichts  
Ausgestreut in die himmlische Ferne:  
Sonn und Mond und die funkelnden Sterne;  
Daß Du das Wasser geschieden vom Land  
Und um die Erd im weiten Bogen  
Krauschend die Wogen des Meeres gezogen  
Als ein blitzendes Gürtelband;  
Daß Du den Wäldern geboten zu schwellen,  
Berg und Täler gekleidet in Pracht,  
Daß Du ans Licht aus der Erde Nacht  
Ströme gehoben und Flüsse und Quellen;  
Daß Du gefüllt mit pochendem Leben  
Luft und Wasser und Feld und Hag,  
Daß Du ihnen Seelen gegeben,  
Sich zu freuen am Schöpfungstag;  
Daß Du in Dein Bonnegefilde  
Deinen Menschen hineingestellt,  
Um zu wirken nach Deinem Bilde,  
Als der denkende Herrscher der Welt:  
Ewiger Schöpfer, das glaube ich!  
Gütiger Vater, Du höre mich!



Gott, Du hast in Deiner Güte  
 Mich befeuert mit glühendem Drang,  
 Daß ich alles, was mein Gemüte  
 Innig ergreift, verwandle zu Klang.  
 Vieles hab ich so gesungen;  
 Wohl bei Sturm und Sonnenschein  
 Ist mein Saitenspiel erklungen;  
 Doch es war für Dich allein.

Daß ich diese stumpfen Geister  
 Durch mein Spiel bezwingen kann,  
 Lehre Du mich, ewiger Meister,  
 All der Töne Zauberbann.  
 So durch Dich verherrlicht schweige  
 Ich vor Dir in dieser Zeit,  
 Und zerschmettre meine Geige  
 An dem Saum der Ewigkeit.“

Also flehten Spielmann und Geige,  
 Und dem Beter schien dabei,  
 Daß sich die Gottheit gnädig neige  
 Und ihm hilfreich nahe sei.

Rings der Kläger klägliche Kunde  
 Webte wie im Winde das Rohr,  
 Und mit angstverzerrtem Munde  
 Schrien sie zu dem Fiedler empor:  
 „Laß uns nicht im Elend verderben,  
 Schau uns vor dir in Reue gebeugt;  
 Ja, wir wollten dich Guten beerben,  
 Und so haben wir falsch gezeugt.“

Aber schon sang der rächende Bogen,  
Und in hüpfender Haft  
Kamen die Töne gezogen,  
Daß die Hörer ein Schwindel erfahrt:  
Schneller und schneller wie klingende Bogen,  
Richernd und losend, lachend und scherzend,  
Schelmisch sich fliehend, selig sich herzlich,  
Reck sich erfassend, ein Heben und Fallen,  
Neckisch sich lassend, ein Schweben und Wallen;  
Herzbegeisternd, sinneberückend  
Wie die lachenden Geister des Weins,  
Die in sonnigen Wellen  
Durch die Adern quellen,  
Zu dem Hirne schäumen,  
Wo sie aufperlen in Träumen;  
Die den Menschen gaukelnd umschweben  
Und aus der Schwere des irdischen Seins  
Seine Sterblichkeit schaukelnd entheben  
Zu den schimmernden Räumen des Scheins,  
Wo ihm die ewigen Sphärenlieder  
In die schauernde Seele klingen,  
Wo sich seine entlasteten Glieder  
Mit dem Wirbel der Sterne schwingen,  
Wo ihn zu den fernsten Sonnen  
Seine lodernden Wünsche tragen,  
Bis des Daseins ganze Flammenwonnen  
Rauschend über ihm zusammenschlagen.

Also in nie versiegenden Bogen  
Kamen die hüpfenden Töne gezogen,  
Und sie zwangen Weib und Mann  
Unwiderstehlich in ihren Bann.

Offenen Mundes lauschten sie  
 Auf der Töne Schmeicheln und Werben,  
 Leuchtende Blicke tauschten sie,  
 Drückten sich heimlich die Fäuste, die derben,  
 Schlugen mit den Fingern den Takt,  
 Wiegten die Köpfe, wiegten die Leiber,  
 Und auf einmal, vom Fieber gepackt,  
 Hoben die Füße Männer und Weiber;  
 Hoben die Füße und stampften im Kreise  
 Wohl im Tempo der lieblichen Weise,  
 Höher und höher im niedlichen Sprunge,  
 Richter und Kläger, Alte und Junge.  
 Auch von dem Ort, in hellen Haufen,  
 Kam es gehumpelt, kam es gelaufen:  
 Reichender Greise traurige Schar,  
 Schlotternde Kranke, Lahme sogar,  
 Hei, wie sie tappten, hopten und tollten,  
 Als ob die Jugend sie lehren wollten.

Selbst aus den Hallen der ernstestn Abtei  
 Stürzten die ernstestn Mönche herbei,  
 Schürzten die Kutten und wiegten behende  
 Schmiegsamen Rücken und biegsame Bende:  
 Pater Abbas, der würdige Mann,  
 Tanzte dem frommen Konvente voran.

Strahlend von der Todesleiter,  
 Schaut der Fiedler dem Rasen zu,  
 Und in göttergleicher Ruh  
 Spielt er seine Weisen weiter;  
 Spielt er, bis die Sonne sinkt,  
 Bis gestillt ihm Wunsch und Wille,  
 Bis an seiner Geige schrille  
 Auch der Saiten letzte springt.

Dann erfaßt er das braune Holz,  
Schlägt am Galgen klirrend zu Scherben  
Und ruft aus in heiligem Stolz:  
„Niemand soll dich Einzige erben!

Heute spielte dich Gottes Kraft,  
Gott drum geb ich dich zu eigen,  
Denn vor seiner Meisterschaft  
Hat der Mensch anbetend zu schweigen.“

Tritt dann zu dem Henker heran,  
Hält ihm dar gefaltene Hände:  
„Komm, mein Freund, ich bin zu Ende;  
Denk deines Amtes, blutiger Mann.“ —

Doch der Henker tanzt schweigend fort,  
Und noch tanzen in hallender Kunde  
Bürger und Mönche mit lallendem Munde,  
Und noch tanzen die Kranken im Ort.

Ah, da hebt der Spielmann das Haupt,  
Und er fleht mit sonnigen Mienen:  
„Vater, Du nahmst die Sünde von ihnen,  
Herr, Du tatest, wie ich geglaubt.

Der Du mir heut das irdische Leben  
Wohl zum andern Mal gegeben,  
Nimm es aus meiner Hand entgegen,  
Laß es mich Dir zu Füßen legen!  
Gottesarm wie eine Waise  
Schickst Du mich wieder auf diese Reise;  
D, so zeig mir erbarmungsvoll  
Weg und Steg, die ich gehen soll.

Wo Du winkst, will weilen ich,  
 Wo Du treibst, will eilen ich,  
 Bis ich endlich, ein müder Mann,  
 Gott, bei Dir mich rasten kann.“

Und mit stolzem Siegerschritte  
 Wandelt durch der Tänzer Mitte,  
 Wallt, umflossen von güldnem Schein,  
 In den heiligen Abend hinein,  
 Gottgeleitet, voll Heiterkeit,  
 Echternachs Geiger, der lange Zeit.

Als er verschwunden in der Ferne,  
 Legt der Sturm sich allgemach,  
 Und beim zwinkernden Schein der Sterne  
 Wird es still in Echternach.  
 Nur die Kläger, fiebernd und stumm,  
 Tanzen noch um den Galgen herum;  
 Tanzen die liebe, lange Nacht,  
 Bis der helle Morgen erwacht,  
 Tanzen — und Stund auf Stunde verstreicht,  
 Und auch der zweite Tag verbleicht,  
 Und noch immer, fiebernd und stumm,  
 Tanzen sie um den Galgen herum.

Siehe, da kommt von der Nordsee Strand  
 Willibrord, der Apostel, ins Land.  
 Den erbarmt der Elenden Leid;  
 Betend rührt der Wundermann  
 All die tanzenden Sünder an,  
 Und sie stehn und sind befreit.

Dann beginnt der mächtige Greis:  
 „Höre, Volk, auf mein Geheiß!  
 Also strafte Gott den Verrat,  
 Den ihr geübt an unschuldigem Leben.  
 Zwar ward euch die Sünde vergeben,  
 Doch erfordert Sühne die Tat.  
 Und somit als Gottesknecht  
 Deut ich euch nach dem Gottesrecht,  
 Was ihr in Demut als Buße zu tragen,  
 Ihr und euer ganzes Geschlecht  
 Bis zu den spätesten Tagen.

Jedes Jahr, so seis euch verkündigt,  
 Sollt ihr, zur Pfingstzeit, am Tag wie heute,  
 Wo ihr gegen die Tugend gesündigt,  
 Unter Spiel und Glockengeläute  
 Tanzend nach dieser Stätte wallen:  
 Fromm, weil ihr bedenken müßt,  
 Daß ihr furchtbaren Frevel büßt:  
 Freudig, weil es dem Herrn gefallen,  
 Euch zu retten aus schwerer Not.

Also will es des Höchsten Gebot,  
 Daß ihr zu eurem Heile wißt,  
 Wie in aller Not und Gefährde  
 Gott seiner Unschuld nahe ist,  
 Und wie niemand sonst auf der Erde  
 Vor den Menschen verherrlicht werde  
 Bis hinauf in die fernste Zeit  
 Ehternachs Geiger, der lange Beit.“



## Indutiomar

Im Wald der Ardennen wirds heimlich wach;  
 Bedeutungsvoll lispelts aus Bronnen und Bach  
 Und sirt es und surrt es durch Ried und Rohr.  
 Die Gründe hinunter, die Höhen empor  
 Durchraschelts das Laub wie hastender Fuß,  
 Durchblinkt es den Busch wie metallener Gruß;  
 Die Täler hinab und die Hügel hinauf  
 Da streben einzeln, da streben zuhauf  
 Erzklirrende Männer durchs Dunkel fort,  
 Und Handschlag schallt und es hallt das Wort:  
 „Die Bärin schleicht, es kreist der Nar!  
 Was gilt der Spruch? — Indutiomar!“

Von Speereisen starrt der heilige Hain,  
 Das Opfer verblutet am blutigen Stein,  
 Und vor dem Altar im dämmernden Licht  
 Auftaucht ein bleiches, ein hehres Gesicht,  
 Und unter das Volk ein Manneswort fährt,  
 Wie die Flamme versengend und scharf wie ein Schwert:  
 „Von Freunden verraten, vom Sohne verklagt,  
 Von römischen Hunden umkläfft und gejagt,  
 Zum Heucheln verdammt durch der Liebe Gebot,  
 Nicht länger trag ich die schmähliche Not;  
 Drum rief ich euch her, und, vieltreue Schar,  
 Dir dankt, dir dankt Indutiomar.“

„So recht uns zum Trotz in unserm Nest  
 Schwarzhaarige Gänche setzten sich fest.  
 Sie kamen von Süden, ein stachlichter Schwarm,  
 Mit kurzen Schwertern und kürzerem Arm.  
 Der Rahlkopf, der Cäsar, der grausame Mann,  
 Er führte sie rasselnd im Taktschritt heran;

Und wo er die Adler pflanzte zur Schlacht,  
 Da ward die Freude zu Grabe gebracht,  
 Und wo er den Schild hoch hob zum Gefecht,  
 Da wurde der Freiling zum Schalksnarrn und Knecht,  
 Durch unsere Schuld! — Vor diesem Altar  
 Den Ewigen klagt es Indutiomar.“

„Weit stärker als all der Kohorten Kraft  
 Hat eigene Schwäche uns hingerafft;  
 Von Stamme zu Stamm der leidige Zwist  
 Hat Heere geworden feindlicher List,  
 Und schwerer als Siegesturmarsch trat  
 In den Boden uns Neid und feiler Verrat.  
 Die römische Rüstung, das römische Gold  
 Sie lockten gar viele, ein gleißender Sold,  
 Und wie die Scheelsucht, zur ewigen Schmach,  
 Am heiligen Haupte die Treue brach,  
 Viel mehr als an allen wards offenbar  
 An mir, an mir Indutiomar.“

„So wär es um uns für immer geschehn!  
 Wir Treverer müßten im Joche gehn!  
 Wir müßten den Fremden uns neigen zum Gruß  
 Und hündisch dem Cäsar küssen den Fuß!  
 Ihr Männer, das tu, wers tragen kann;  
 Ich seh es lebendigen Leibes nicht an.  
 Und ihr, die ich zu Freunden mir schuf,  
 Die treulich gefolgt seid dem werbenden Ruf,  
 Ihr klebt wohl, gemüthlich schnarchend, zu Haus  
 Und liefert dem Feinde den Feldherrn aus?“ —  
 Da hob sich ein Brausen: „Durch Not und Gefahr  
 Mit dir, mit dir, Indutiomar!“



„So hört denn, so hört denn! Die Stunde ist da,  
 Der sonnige Tag der Freiheit ist nah!  
 Durch Belgien wob ich mit heimlicher Hand  
 Von Stamme zu Stamm ein stählernes Band:  
 Ein Wort, und mit des Sturmwind's Getos  
 Das Schlachtvolk der Eburonen schlägt los;  
 Ein Sieg, und es steht zum heiligen Streit  
 Ein Volk von der Maas bis zum Meere bereit.  
 Und wenn so der Mannesstolz Ketten bricht,  
 Wir Treverer gaffen und rühren uns nicht?“  
 Da hob sich ein Brausen: „Unwandelbar  
 Mit dir, mit dir, Indutiomar!“

Und sieh! Ins Dämmer der Eichen herein  
 Fließt goldigflammender Morgenschein.  
 Die Speereisen blißen; ein Lichtertanz  
 Umkränzt des Helden Stirne mit Glanz.  
 Der springt auf den Stein und schwingt seinen Stahl  
 Entgegen dem hellenden, quellenden Strahl:  
 „Ich grüße dich, Sonne, Allsiegerin!  
 O führ uns Freie zum Siege hin!“  
 Da hob sich ein Brausen, es schüttert der Forst,  
 Erschreckt entrauscht der Geier dem Horst:  
 „Zur Sonne, zum Siege, du fürstlicher Nar,  
 O führ uns zur Freiheit, Indutiomar!“

Im Wald der Ardennen wie Frühling wird's wach!  
 Es bricht durch die Bäume Geklirr und Gefrach;  
 Die Täler hinunter, die Höhen hinauf  
 Fortstürmt es im waffenwuchtigen Lauf,  
 Und aus der Wälder hochdämmerndem Tor  
 Da sprengt es mit Roß und mit Wagen hervor.  
 Blondmähnige Hünen mit Speer und mit Schild,  
 Wie schreiten sie furchtbar, wie blicken sie wild!

Sie recken die Arme, sie strecken die Faust:  
 „Das Eis ist geborsten, der Märzsturm braust;  
 Nun wehr dich, Römer, wir zahlen dir's bar!  
 Hurra, Hurra, Indutiomar!“

Die römischen Krieger vernehmen den Schrei,  
 Man's grauer Centurio erbleicht dabei.  
 Auch Cäsar vernimmt ihn; erst tobt er und schnaubt  
 Und streicht in Erregung sein lichtlockig Haupt;  
 Dann streicht er die Wange so dünn und glatt,  
 Sitzt, sinnt, schreibt, schreibt und lächelt gar matt.  
 „Die Treverer, schreibt er, empfangt mir sie gut;  
 Und keine Schonung, nur Blut, nur Blut!  
 Doch fällt mir zuerst mit tödlicher Wehr  
 Den Einen, der mehr mir gilt als ein Heer.  
 Ihr alle, Tribun und Legionar,  
 Fällt mir den einen Indutiomar!“

Die Weisung galt. Durch Staub und Gestampf  
 Entstürmten die schweren Geschwader zum Kampf.  
 Die Gallier wehrten mit Speer und mit Beil,  
 Zurückzutreiben den römischen Keil;  
 Ihr Feldherr wütete, trotzig und bleich,  
 Mit klingender Art, dem Schlachtgotte gleich.  
 Doch Schwärme von Feinden umrückten ihn,  
 Doch Schauer von Schwertern umzückten ihn.  
 Da sank ihm der Helm, da wankte der Held,  
 Da schwankte vom Sattel aufs blutige Feld,  
 Der seinem Volk wie ein Heiland war,  
 Der Treverer größter, Indutiomar! —

Im Wald der Ardennen das Elend ist wach;  
 Wie Kindlein wimmerts aus Bronnen und Bach,  
 Und traurig tönt aus Ried und Rohr  
 Getnechteter Weiber Klagehor,

Und schaurig hallt die Mosel entlang  
 Verstümmelter Männer Wehgesang.  
 Das Land durchgeistert, ein irrender Stern,  
 Ein führerlos Roß, das schreit nach dem Herrn;  
 Auf einsamem Hügel, vor Leid fast versteint,  
 Sitzt kauernnd die greise Drude und weint,  
 Und hilflos flehts von der Sauer zur Saar:  
 „Indutiomar! Indutiomar!“



### Clairefontaine

Daß sie kühle Ruhe finde,  
 Stieg im Mittagssonnenschein  
 Von der Bardenburg allein  
 Gräfin Ermesinde  
 In das tiefe Tal hinein.

In des Grundes duftgem Schweigen,  
 O, wie liegt der Tag so weit  
 Mit dem schwülen Sonnenleid!  
 Goldig von den Zweigen  
 Träuft der Bann der Einsamkeit.

Nur ein Quell singt träumrisch leise,  
 Durch die Dämmerung glanzdurchflirt  
 Dann und wann ein Käfer schwirrt,  
 Und im müden Kreise  
 Ein lichttrunkner Falter irrt.

Langsam folgt die hohe Fraue  
 Dem gewohnten Buchenpfad,  
 Bis sie sich der Lichtung naht,  
 Wo auf sonnger Aue  
 Leuchtend steht die Blumenfaat.

Doch auch hier im bunten Kreise  
 Alles still und feierlich,  
 Blum und Blümlein neigen sich,  
 Nur der Quell singt leise:  
 „Niemand wacht umher, als ich!“

Und auch ihr sintt Kraft und Wille,  
 Müde blickt sie in die Pracht,  
 Auch an ihr übt sachte, sacht,  
 In der Mittagsstille  
 Sonnenzauber seine Macht.

An dem Quell läßt sie sich nieder,  
 Wunschbefreit, gedankenlos,  
 Legt die Hände in den Schoß,  
 Und die weichen Glieder  
 Lehnt sie auf das weiche Moos.

Neben ihr mit hellem Rieseln  
 Rinnt die Quelle silberrein,  
 Singt und springt ins Tal hinein  
 Unter Schilf und Rieseln.  
 Ei, das liebe Wässerlein!

„Clere fontaine! Clere fontaine!“  
 Haucht die Gräfin vor sich hin,  
 Dann hüllt Schlummer ihren Sinn.  
 Clere fontaine! Clere fontaine!  
 Ei, die liebe Schläferin!

Rings im bunten duftgen Kreise  
Alles still und feierlich,  
Blum und Blümlein neigen sich,  
Nur der Quell singt leise:  
„Niemand wacht umher, als ich!“

Doch auf einmal, linde, linde,  
Weht ein Hauch durch Strauch und Baum.  
An der Quelle kühlem Saum  
Träumt Frau Ermesinde  
Einen wunderbaren Traum.

Durch die Nacht der Bäume schreitend,  
Naht ein hohes Frauenbild,  
Wie ein Mutterlächeln mild,  
Sanften Glanz verbreitend  
Wie die Lilien im Gefild.

Nicht ein Halm hebt ihrem Tritte,  
Wie sie durch das Waldgras schwebt,  
Doch manch Blümlein neubelebt  
Unter ihrem Schritte  
Sein glutwelkes Krönchen hebt.

Vor der Gräfin hält sie inne,  
Setzt sich an der Quelle Rand,  
Klatscht in ihre weiße Hand,  
Und mit heiterm Sinne  
Blickt sie aufwärts unverwandt.

Sieh, da nahte auf das Zeichen  
Eine märchenhafte Schar:  
Born ein Knab im Lockenhaar,  
Lieblich ohne gleichen,  
Still und sittig wunderbar.

Hinter ihm auf weichen Füßen  
Wallten, traulich dicht geschart,  
Viele Schäfchen süß und zart;  
Solche zarten, süßen  
Nimmer sind sie irdscher Art.

Freudig folgten sie dem Kleinen,  
Und an seinem Lilienstab  
Führte sie der Himmelstnab  
Zu dem hohen, reinen,  
Milden Frauenbild hinab.

Lächelnd saß die hohe Holde,  
Hieß sie trinken aus dem Quell,  
Und, o Wunder! sonnenhell,  
Wie vom pursten Golde,  
Strahlte da ihr Silberfell.

Und den Wald durchfloß ein Klingen,  
Und entzückend scholl das Lied,  
Das, wie Sehermund verriet,  
Der allein darf singen,  
Der des Lammes StraÙe zieht.

Dann verschwinden Kind und Schafe,  
Eingehüllt in rosiges Licht,  
Und die hohe Holde spricht,  
Während froh im Schlafe  
Glüht der Gräfin Angesicht:

„Ermesinde,“ spricht sie milde,  
„Liebe traute Schläferin,  
Deute dir mit frohem Sinn,  
Was du sahst im Bilde,  
Dir und andern zum Gewinn.

Viele müde Schäfchen schreiten,  
 Die bedrängt des Lebens Zorn;  
 O, durch Dürre, Sand und Dorn,  
 Gute Gräfin, leiten  
 Kannst du sie zum Wonneborn.

Himmelschäfchen, Gottesbräute,  
 Reich an Tugend, groß an Zahl!  
 Richtet ihnen hier den Saal!  
 Ermefinde, heute  
 Zog der Herr durch dieses Tal.“

Durch die Nacht der Bäume schreitend,  
 Sacht entschwebt das hohe Bild,  
 Wie ein Mutterlächeln mild,  
 Sanften Glanz verbreitend  
 Wie die Lilien im Gefild.

Rings im bunten, duftgen Kreise  
 Alles still und feierlich.  
 Doch da regt die Gräfin sich  
 Und sie murmelt leise:  
 „Gott, wie selig träumte ich!“

Neben ihr mit hellem Rieseln  
 Rinnt die Quelle silberrein,  
 Singt und springt ins Tal hinein  
 Unter Schilf und Rieseln.  
 Heil dir, klares Wässerlein!

„Clere fontaine! Clere fontaine!  
 Spricht die Fraue vor sich hin;  
 Ja, ich deut des Traumes Sinn.“ —  
 Clairefontaine! Clairefontaine!  
 Heil dir, edle Gründerin!

Aus „In Staub und Glut“

## Im Banne der Erde

1.

Der Welt so nah und doch so weit,  
In grüner Abgeschiedenheit,  
Der Welt so weit, der Gottheit nah,  
In frommer Freude sitz ich da.

Nun, junge Seele, sammle dich  
Und mit dem Gott im Herzen sprich!

Akazienbäume stehen schlank  
Und feinbelaubt um meine Bank;  
Auf ihrem Blattgefieder ruht  
Des Sommers blanke Mittagsglut.

Nun schließ die Augen, sammle dich  
Und mit dem Gott im Herzen sprich!

Im Grase zirpts, im Wege hüpfst,  
Zu Häupten mir das Laub durchschlüpfst,  
Mit Poltern knarrts den Busch entlang,  
Ein Läuten füllt die Luft mit Klang.

Nun schließ die Ohren, sammle dich  
Und mit dem Gott im Herzen sprich!

Und sperrend Aug und Ohr dem Tag,  
Hör ich der Pulse Pendelschlag,  
Spür ich den Sammetfuß des Lichts;  
Sonst denk ich nichts, sonst fühl ich nichts.



O zwing dich, Seele, sammle dich  
Und mit dem Gott im Herzen sprich!

Der Gottheit nah und doch so weit,  
In grüner Abgeschiedenheit,  
Der Gottheit weit, der Welt so nah,  
Im Bann der Erde sitz ich da.

## 2.

Zwischen Halmen zu liegen,  
An den Grund mich zu schmiegen,  
An dein Herz, Natur!  
Umwuchert von Stengeln, umflochten von Ranken,  
Ohne Willen,  
Ohne Gedanken,  
In den Ohren  
Ein traumverloren  
Sirren, Schwirren, Schrillaen,  
Nur  
Ein Bruder des Halms, ein Sohn der Flur!

Regungslos, die Augen geschlossen,  
Sachter stets von der Freude des Bluts durchflossen,  
Von grünen Armen umschlungen und gezogen,  
Vom Atem der Tiefe durchdrungen und aufgefogen,  
Alle Lust, alles Leid  
Meiner Menschlichkeit  
Wie ein Stein in den Brunnen fallend,  
Wie ein Wellenklingen verhallend:  
O so möchte ich,  
Natur,  
Verdämmern in dich,

Nur  
 Ein Halm der Flur,  
 Aber so  
 All deines Werdens und Wachsens, Weltens und  
 Werdens froh!



### Kirschenballade

Ein Kirschenbaum und ein Sommertraum!  
 Mein Herz, was willst du nicht schweigen?  
 Ein purpurner Schimmer umschleiert den Baum,  
 Ein Mädchen sitzt in den Zweigen.  
 Die Sonne so jung und der Sommer so heiß,  
 Die Kirschen so rot und das Mädchen so weiß,  
 Süß alle beide.  
 Ein Knabe denkt es mit Leide.

Der Knabe steht und entscheldet sich nicht,  
 Mein Herz, was willst du nicht schweigen?  
 Da fliegt ihm ein Kirschlein ins Gesicht,  
 Ein Mädchen lacht in den Zweigen.  
 Er blickt hinauf, sie blickt herab,  
 Er nickt hinauf, sie nickt herab,  
 Süß alle beide.  
 Da steigt er zur Kirschenweide.

Du Wunder des Sommers, o Kirschbaum,  
 Mein Herz, was willst du nicht schweigen?  
 Du füllst mit purpurnem Schimmer den Raum,  
 Du hüllst das Paar in den Zweigen.  
 Da wird mit flinken Armen gehascht,  
 Da werden zwei rote Kirschgen genascht,  
     Süß alle beide.  
 Da scheiden zwei Herzen vom Leide.



## Der Hafer

Der Hafer steigt in krauser Fülle,  
 Ein jeder Halm ein Rieselborn;  
 Gespalten wimpelt die grüne Hülle  
 Und milchig schwillt das Zwillingstorn.  
 Der Sommer schüttet sein Sonnenhorn.

Bald stehn die Garben zum Opfer geschlossen  
 Und schwanken felbaus im hohen Gelag,  
 Und durch die Tenne liegt sirrend ergossen  
 Bei Rädergeknarr, bei Flegelschlag,  
 Was heimlich gereift an dem Sommertag.

Dann in die Krippen, ein güldner Regen,  
 Entrauscht es bald aus dumpfer Haft:  
 Schlankfüßige Rosse schlürfen den Segen  
 Und stürmen hinaus, die Sehnen gestrafft,  
 Befeuert von sonniger Sommerkraft.



## Gondellied

Du herziges Mädchen, du liebliches Kind,  
Wie fuhren wir traut auf den Wellen;  
Tief hingen die Weiden, weich wehte der Wind;  
So sacht glitt der Rachen, so sacht und geschwind,  
Und ahnungsvoll sangen die Wellen.

Du herziges Mädchen, du liebliches Kind,  
Hilf Gott, wie selig wir ruhten  
Am säuselnden Ufer, im Grünlabyrinth;  
Tief hingen die Weiden, weich wehte der Wind  
Beim zitternden Goldglanz der Fluten.

Du herziges Mädchen, du liebliches Kind,  
Wie schwanden gleich Schwalben die Stunden!  
Tief hingen die Weiden, weich wehte der Wind,  
Als, bebende Wandrer im Grünlabyrinth,  
Unsre Lippen zum Trost sich gefunden.



## Dankagung

Manch Jahr ist nun verflogen,  
Seit wir hier eingezogen  
Ins erste junge Heim;  
Die Welt stand voll Erwarten,  
Der Mai schritt durch den Garten  
Und löste Knosp und Keim.

Was Baum und Beet verhießen,  
Ein Wachsen gabs, ein Sprießen,  
Ein Blühen wunderbar:  
Der traubendichte Flieder  
Sang bläulich schimmernd nieder  
Und kränzte unser Haar.

Die schäumend in mir gärte,  
Die Kraft der Jugend, klärte  
An deiner Seite sich;  
Was dumpfe Fessel deuchte,  
Das ward zur goldnen Leuchte  
Und das befreite mich.

Was göttlich in uns waltet,  
Von dir zum Bild gestaltet,  
Spielt es im Morgenrot;  
Mit jedem deiner Kinder  
Fürcht ich das Leben minder  
Und minder auch den Tod.

Ich möcht an allen Tagen  
Dir stets von Herzen sagen,  
Wie du mein heimlich Glück:  
Doch vor des Wortes Klange  
Flieht das Bekenntnis bange  
Ins tieffte Herz zurück.



## Juniduft

Vom Duft des frischen Heus die Wiese raucht,  
Ein Singen weht darüber wie gehaucht.

„Die Jugend rief uns in der Liebe Land.  
Wir folgten stumm. Wir schritten Hand in Hand.

Wir schritten Hand in Hand. Die Jugend rief.  
Im Arm der Nacht lag bleich die Welt und schlief.

Bleich schlief die Welt. Weich lodte leiser Klang.  
Wir schritten Hand in Hand das Feld entlang.

Vom Wiesengrunde strömte süße Luft.  
Die Stimme rief. Wir schritten in den Duft.

Still lag der Grund. Die Stimme schwieg. Hoch stand  
Ein Stern. Wir waren in der Liebe Land.“

Das Singen stirbt. Die Juniwiese raucht.  
Von Küssen zitterts drüber wie gehaucht.



## Ewige Jugend

Komm mit vors Haus!  
Der Abend steigt zu Tale  
Und gießt aus blauer Schale  
Den Wein der Stille aus;  
Ein Leuchten träuft vom Himmelsaale.  
Komm mit vors Haus!

Gib deine Hand!  
Heiß rinnt des Herzens Quelle;  
Glühwürmchen schweifen helle,  
Ein Düften weht durchs Land;  
Das Märchen naht sich unsrer Schwelle.  
Gib deine Hand!

Reich deinen Mund!  
Der Tag schritt hart in Gluten;  
Von seinen Flammenruten  
Liegt Höh und Tiefe wund;  
Mein heißes Herz will überfluten.  
Reich deinen Mund!

Und dann hab acht!  
Ein Wunder wird geschehen:  
Viel zage Geister gehen  
Kühn an der Hand der Nacht;  
Sie nahn, dich singend zu umstehen.  
Und nun hab acht!

„Ich liebe dich!  
Wie ichs, vom Blut getrieben,  
Gefungen und geschrieben,  
So klingt es feierlich,  
„Dem Lieben bin ich treu geblieben.  
Ich liebe dich!“

„O Weib! O Braut!  
Die Liebe, die uns zweien  
Einst auferstand im Maien,  
So hallt es siegeslaut,  
„Sie soll uns auch den Winter weihen.  
O Weib! O Braut!“

Nun still, sei still!  
Hör sacht die Stunden gleiten;  
Die Seele muß sich weiten,  
Unwissend, was sie will;  
Ich seh das Glück vom Himmel schreiten.  
Nun still, sei still!

Und komm ins Haus!  
Gedämpfte Wünsche steigen,  
Als lockten ferne Geigen  
Sie aus der Brust heraus;  
Das Glück umfriedet uns mit Schweigen.  
Komm, komm ins Haus!



### Der verzückte Mönch

Wohin ich die Gedanken wende,  
Nirgends schwimmt mir ein Lichtlein zu:  
Zu dir erhebe ich die Hände,  
Himmliche Mutter, hilf du!



Gedenke, wie es unerhört auf Erden,  
 Daß jemand zu dir gefleht  
 Ohne begnadet zu werden.  
 Maria, hör mein Gebet!

Ich bin wie das Staubkorn im Wind,  
 Ich irre verlassen, krank und blind.  
 Mutter, Mutter, rette dein Kind!

Licht und Dunkel umbreiten mich,  
 Himmel und Erde umstreiten mich;  
 Du himmlische Sonne,  
 Madonne, Madonne,  
 Erleuchte und leite mich!

Ich will dir dienen, ich will dich preisen  
 In jubelnden Weisen,  
 Mit gottfroher Tat!

Du hörst mich! Du hörst mich! Leise naht  
 Dein Fuß auf güldnem Pfad.

Du bist es, du bist es:  
 Ich danke dir!  
 Du, Mutter des Christes,  
 Bringst Hilfe mir!

Wie göttlich dein Schritt!  
 Wie berauschend dein Duft!  
 Rings klingt die Luft,  
 Meine Seele klingt mit.

Mein Herz steht offen,  
Meine Unraft steht still.  
Nichts weiter ich hoffen  
Noch denken will!

In dir, du Sonne der Wonne,  
Versinkt und ertrinke ich!  
Madonne, Madonne,  
Ich liebe dich!



### In weißer Weite

Wo die weiten Einsamkeiten  
Ihre weißen Tücher breiten,  
Wo die Gräben glanzvoll sind,  
Nach der Heide will ich schreiten;  
Du allein sollst mich begleiten,  
Sohn der Freiheit, Bruder Wind.

Sind entflohen alle beide,  
Ich dem engen Stubenleide  
Und der dumpfen Ruhe du.  
Auf, nun streben wir der Heide,  
Streben wir der weißen Weide  
Unsrer reinen Sehnsucht zu.

Sei, wie rauschen deine Schwingen!  
Deine Feierlieder klingen  
Schneidighelle mir ins Ohr:  
Weiß umstäubt von Schmetterlingen,  
Airschenblütberieselt, dringen  
Wir ins weiße Schweigen vor.

